Bloemfontein wird jetzt kein großer Widerstand mehr erwartet.

Venters Vallei liegt südwestlich von Bloemfontein am Kaalspruit, der südlich der Stadt die Eisenbahn kreuzend in nordwestlicher Richtung am Aasvogelkop vorbei bei Abrahamskraal in den Modderfluß sich ergießt. Lord Roberts betrachtet die Hauptstadt des Oranjefreistaats offenbar als den Schlüssel der Lage. Der Ort ist als ein Knotenpunct der Hauptverkehrswege aus der Capcolonie von größter Wichtigkeit. Einmal im Besitz dieser Stadt, schneiden die Engländer auch den bis jetzt noch in Caplands stehenden Boerentruppen die Möglichkeit, sich mit den im Oranjefreistaat fechtenden Kampfgenossen zu vereinigen, fast gänzlich ab.

Auffallend ist, daß die Boeren den Feind nicht bereits an dem strategisch und fortificatorisch wichtigen Aasvogelkop erwartet haben, sondern auf einigen Hügeln direct vor Bloemfontein, wo sie nun bereits umgangen sein sollen. Da die Boeren sich hier in Stärke von 12 000 Mann concentrirt haben, scheinen sie bereit, Roberts eine Schlacht zu liefern. Von einer Ueberlistung der Boeren kann nicht wohl die Rede sein, sonst wären sie eben nicht mit einer so respectablen Macht am Platze.

Wie die Entscheidung fallen wird? Niemand kann es vorauswissen. Lord Roberts steht eine erhebliche Uebermacht zur Verfügung, aber er hat eine sehr lange Rückzugslinie zu decken, während die Boeren ihre ganze Kraft auf einen Punct vereinigen können. Sie kämpfen außerdem unmittelbar bei ihrem Hauptverproviantirungsdepot, während Roberts Proviant und Munition mühsam per Achse nachschaffen lassen muß. Auch darf man vielleicht bei den Boeren, die zum Theil wenigstens nicht durch große Märsche geschwächt scheinen, mehr Kampffrische voraussetzen, als bei den Engländern, namentlich was deren sehr ermüdete Cavallerie anbetrifft.

In letzterer Beziehung wird uns aus London geschrieben: Die Aussichten des Lord Roberts sind nicht gerade die günstigsten. Heute heißt es bereits, nicht nur daß er Verstärkungen aller Art brauche, sondern geradezu, seine weiteren Erfolge hängen größtentheils davon ab, daß es gelänge, ihm frische Cavallerie zuzuführen, d. h. frische brauchbare Pferde für seine Cavalleristen. Bekanntlich hat sich die gesammte Cavallerie des Generals French schon bei der ersten Operation als unfähig erwiesen, einen größeren Flankenmarsch durchzuführen und daß gegenüber einer relativ kleinen Boerenabtheilung. Daß sie dem gegenüber nicht imstande sein würde, große Operationen gegen die eigentliche Hauptstellung der Föderirten durchführen zu helfen, schien auf der Hand zu liegen, aber es bleibt doch überraschend, daß schon jetzt englische Militärkritiker diese mißliche Sachlage unumwunden eingestehen, und die einzige Erklärung dafür scheint die zu sein, daß man die öffentliche Meinung auf ein längeres Ausbleiben weiterer günstiger Nachrichten oder gar auf Mißerfolge vorbereiten zu müssen glaubt. So schreibt der „S. Sp."-Correspondent: „Die Fortdauer der Erfolge Lord Roberts' scheint in der Hauptsache davon abzuhängen, daß derselbe schnell und gut mit Remonten für seine Cavallerie versehen wird. Man wird in England sehr natürlich fragen, woher dieser außerordentliche Verbrauch von Pferdefleisch kommt. Die Wahrheit ist, daß unsere Pferde, seit sie England verlassen, niemals Gelegenheit gehabt haben, in Form zu bleiben oder die verlorenen Kräfte wieder zu gewinnen. Anstatt nach der langen Seereise rasten zu können, mußten sie, so dringend bedurfte man ihrer, sofort ins Feld gehetzt werden, wo sie schwach und unbrauchbar ankamen. Dort wurden sie sehr schlecht genährt und furchtbar überarbeitet; kein Wunder also, daß die meisten erschöpft zusammenbrachen. Unser Remontedepartement liefert allerdings jetzt monatlich 15 Proc. der Nominalstärke unserer Cavallerieregimenter, aber es vermag nur sehr kleine Thiere, eigentlich Ponys, einzustellen, die sehr brauchbar sind, für die aber das Sattelzeug fehlt. Das einzige, auf dem Kriegsschauplatze vorhandene Sattelzeug ist dasjenige, welches mit den großen englischen Pferden nach Südafrika gesandt wurde, und wer vom Zureiten und Trainiren des Pferdes für militärische Zwecke irgend etwas versteht, wird begreifen können, daß Officiere wie Mannschaften mit diesen Ponys und jenem Sattelzeug nichts anfangen können."

Ueber das Gefecht bei Driefontein

— die Lage des Ortes ist noch immer nicht klar, nach einigen Angaben soll er östlich von Abrahamskraal zu suchen sein — wird noch gemeldet: Aus den letzten Nachrichten erhellt, daß die Kämpfe vom Sonnabend den Engländern völlig überraschend kamen. Reuter's Specialcorrespondent bemerkt ausdrücklich, man habe angenommen, der Weg nach Bloemfontein sei frei; man schreibt diesen Mangel an Nachrichten über die Bewegungen des Feindes dem Umstande zu, daß Roberts gegenwärtig Kitchener's Rath entbehrt. Daraus, daß die englische Armee in den Sonnabend-Kämpfen offenbar sehr viel schlechter abschnitt, als bisher, schließt man, daß an den früheren Erfolgen Lord Kitchener ein stärkerer Antheil gebührt, als bisher zugegeben wurde. Nach dem Specialbericht der „Times" stieß die englische Cavallerie am Sonnabend Morgen um 10 Uhr unverhofft bei Driefontein auf die dort in starken Stellungen auf Hügeln postirten Boeren. Der Versuch, südwärts auszuweichen, der unter heftigem Artilleriefeuer der Boeren unternommen wurde, mißlang, weil die feindlichen Stellungen sich meilenweit nach Süden ausdehnten. Deshalb mußten um ½3 Nachmittags 2 Brigaden der inzwischen angerückten 6. Division einen Frontangriff auf die Boerenstellungen wagen, wobei sie zeitweilig zwischen zwei feindliche Feuer kamen. Es gelang aber dem Welsh-Regiment schließlich, unter dem Schutze des überlegenen, englischen Artilleriefeuers, die Alexanderskopje im Centrum der Boerenlinie mit dem Bajonett zu nehmen, jedoch nicht ohne daß die retirirenden Boeren ihre Geschütze in Sicherheit bringen konnten. Die Beweglichkeit der Boeren bei der Bergung ihrer Artillerie war, so telegraphirt der „Times"-Correspondent, diesmal wunderbarer als je. Die seitlichen Kopjes wurden von den Verbündeten mit eiserner Zähigkeit behauptet. Die englischen Verluste werden in den ausführlichen Berichten ebensowenig bezziffert, wie in den Roberts'schen Depeschen, aber der „Daily News"-Correspondent nennt sie beträchtlich. Der Feind sei in überraschender Stärke gewesen und habe mit seinen Geschützen große Treffsicherheit gezeigt.

Die „Explosionsgeschosse" der Boeren.

Der Reichstagsabgeordnete Mauser sendet der „Nationalliberalen Correspondenz" eine Zuschrift folgenden Inhalts:

„Wie Sie aus den verschiedensten Blättern ersehen haben, machte eine Nachricht aus dem englischen Kriegsministerium Aufsehen, welche besagt, die Boeren haben nach einer Mittheilung des Lord Roberts Mauserpatronen mit hohler Spitze gebraucht. Auf Grund authentischen Materials kann ich Ihnen die Erklärung abgeben, daß nach Transvaal und dem Oranjefreistaat zu den dort im Gebrauch befindlichen Mausergewehren, Kaliber 7 mm, keinerlei Hohlspitzengeschosse oder Halbmantelgeschosse, sondern lediglich Vollmantelpatronen geliefert worden sind. Halbmantelgeschosse und Pürschbüchsen, welche mit wenigen Tausend Patronen zu Jagdzwecken geliefert wurden, kommen hier nicht in Frage, dagegen ist mir aus Berichten von Augenzeugen bekannt, daß die Boeren den Engländern abgenommene Munition mit Hohl- oder Halbmantelspitze aus ebenfalls erbeuteten englischen Militärgewehren auf ihre Feinde verfeuert haben."

Nun hat Lord Roberts wieder das Wort.

Die Depeschen Krüger's und Stein's.

Während noch einer Version nach Brüssel „authentisch" gemeldet wurde, daß keinerlei Depeschenwechsel zwischen Krüger und Salisbury stattgefunden habe, daß es dagegen sicher sei, daß von Dritten ein Versuch zur Friedensvermittelung in London unternommen worden, wird anderen Blättern aus Brüssel berichtet, auf der dortigen Transvaalgesandtschaft wisse man überhaupt nichts von Friedensvorschlägen der beiden Präsidenten; man könne die Nachricht weder dementiren noch bestätigen. Englische Zeitungen discutiren dagegen schon in aller Ausführlichkeit das Friedensangebot und einzelne Vorschläge Krüger's, wie die Amnestie für die aufständischen Capholländer, und uns meldet unser Londoner Gewährsmann sodann:

F. London, 13. März. (Privattelegramm.) In bestinformirten parlamentarischen Kreisen verlautet: Krüger und Stein erbaten durch Vermittelung des amerikanischen Consuls Hay über Washington und den amerikanischen Gesandten Choate von der englischen Regierung die Bedingungen, unter denen die Beendigung des Krieges möglich sei. Die Antwort bezeichnete als vor allen weiteren zugestehenden Präliminarbedingungen die Entwaffnung aller Föderirten, die Räumung sämmtlicher Befestigungen beider Republiken und bedingungslose Anerkennung der britischen Souveränetät. Die amerikanische Gesandtschaft bestätigt das Vorstehende indirect.

Die englische Regierung hält es für angezeigt, sich noch in absolutes Schweigen zu hüllen, wie aus dem folgenden Unterhausbericht hervorgeht:

* **London**, 12. März. Unterhaus. Harry Foster fragt an, ob der Erste Lord des Schatzes Balfour ohne Beeinträchtigung der öffentlichen Interessen die wesentlichen Bedingungen mittheilen könne, unter denen allein die Regierung irgendwelche Friedensvorschläge im Zusammenhange mit dem jetzigen Kriege in Erwägung ziehen werde. (Widerspruch auf den Bänken der Regierungsanhänger.) Balfour erwidert, daß dies nicht möglich sei; es würden sehr bald dem Hause Schriftstücke über diesen Gegenstand vorgelegt werden. Dalziel richtet an die Regierung die Anfrage, ob die Meldung irgendwie begründet sei, daß Präsident Krüger an die Regierung Mittheilungen gerichtet habe. Balfour erwidert, er habe bereits gesagt, daß dem Hause demnächst Schriftstücke vorgelegt werden würden.

Balfour's Antwort scheint zu bestätigen, daß Schriftstücke eingegangen sind, ob nun aber von den beiden Präsidenten oder

Vermittelungsangebote

einer der Großmächte, verräth dieselbe nicht. Mit Bestimmtheit tritt jetzt die Nachricht auf, die Vereinigten Staaten hätten in letzterer Richtung Schritte gethan, nachdem Krüger sich mit der Bitte um Intervention an die große Transatlantische Schwesterrepublik, sowie an die übrigen Großmächte gewendet habe. Man berichtet uns:

* **Washington**, 12. März. („Reuter's Bureau".) Man hat guten Grund zu der Annahme, daß die Vereinigten Staaten Großbritannien und den südafrikanischen Republiken ihre guten Dienste angeboten haben. Es handelt sich bis jetzt noch nicht um eine Vermittelung im eigentlichen Sinne, die Großbritannien widerstreben und von den Vereinigten Staaten nicht freiwillig angeboten werden würde, bis man wüßte, daß sie für die beiden Kriegführenden annehmbar wäre. Doch dürften die Vereinigten Staaten in sehr passender Weise als Vermittler dienen, um eine Aufforderung zum Frieden oder eine Anfrage zu übermitteln bezüglich der Bedingungen, unter denen der Frieden wieder hergestellt werden könnte.

Der New Yorker „World" wird aus Washington telegraphirt, der dortige niederländische Gesandte v. Weckherlin habe in einer Unterredung geäußert, er wisse nichts von Unterhandlungen zwischen europäischen Mächten im Hinblick auf eine Intervention in Südafrika. Der Stand der Dinge sei leider so, daß es für jede europäische Macht unmöglich sei, an England ohne die Gefahr einer Abweisung heranzutreten. Wenn jedoch eine mit England auf dem Fuß herzlicher Intimität stehende nichteuropäische Macht Unterhandlungen beginnen und den Weg eröffnen sollte, so würden nach seiner Ueberzeugung alle europäischen Mächte den Plan fördern.

Erzielen werden sie nach unserer Annahme so gut wie nichts. — Ueber die

Stimmung in London

wird uns von dort unterm 11. März geschrieben: Friedensaussichten haben sich in den letzten Tagen zweifellos etwas mehr in den Vordergrund geschoben, wenn auch zum guten Theil nur in dem Sinne des para bellum. Daß sich in England selbst bereits nennenswerthe Stimmen erhöben, welche die englische Ehre für befriedigt und einen prompten Friedensschluß als wünschenswerth erklärten, kann man im Ernste nicht behaupten. Die Wenigen, die heute schon in diesem Sinne sich zu äußern wagen, sind noch ohnmächtig, und selbst die ruhigsten linksliberalen und friedliebendsten Organe der englischen Presse wagen sich höchstens soweit vor, daß sie die Rathsamkeit erwägen, dem Oranje-Freistaate als Preis seiner sofortigen Unterwerfung eine Art Scheinunabhängigkeit in Aussicht zu stellen. Selbst diese Organe aber wollen den Frieden mit dem Transvaal in Pretoria dictirt und die Unabhängigkeit der südafrikanischen Republik für immer abgeschafft wissen. Vom einem Pactiren mit dem alten Präsidenten Krüger und seinen Boern spricht hier Niemand.

Ebensowenig aber läßt es sich verkennen, daß der Einfluß Chamberlain's sowohl auf die Regierung, wie auf die öffentliche Meinung wesentlich nachgelassen und daß gar die Herren vom Uitlander-Comité zur Zeit alle Ursache haben, möglichst wenig die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Seit der Entsatz Ladysmiths die Angst und Sorge vor einer allgemeinen Katastrophe beseitigt hat und die Capitulation Cronje's das gedemüthigte Nationalgefühl wieder versöhnte, beginnt der Durchschnittsengländer erst in seinem ganzen Umfange und Bitterkeit das Maß der ihm auferlegten Opfer und Lasten dieses Krieges abzumessen. Heute, wo er bereits beginnen muß, die erste Kriegsrate aus der eigenen Tasche zu bezahlen, selbst wenn er sonst von dem Kriege bis dahin nicht berührt wurde, wo täglich neue Verlustlisten ihn an die schwere Blutsteuer erinnern, welche das Land zu zahlen hat und sich Niemand mehr findet, der ihn eine rasche Beendigung des Krieges erhoffen läßt, sieht er die Gesammtlage mit ganz anderen Augen an, als vordem. Folgt jetzt eine längere Periode nur kleinerer und überdies zweifelhafter Erfolge, und wird ihm erst die Thatsache klar, daß dieser Krieg sich noch endlos hinschleppen kann, wenn Denen Gehör geschenkt wird, welche erst nach einem siegreichen Einzuge in Pretoria Frieden schließen wollen, so wird er in seinen großen Massen sehr bald ein überzeugter Friedensfreund werden. Die unteren Volksschichten, welche das eigentliche Herr stellen, kommen allerdings wenig in Betracht, da sie nur zum allergeringsten Theile politisch mitzählen. Dafür aber zeigt sich in den Kreisen der hohen Aristokratie, welche das Officierscorps stellen und in welcher fast jede Familie heute bereits einen Sohn, Vater, Bruder oder wenigstens einen Verwandten betrauert, immer mehr eine Abneigung, diesen Krieg fortzusetzen, welcher im glücklichsten Falle keine zu seinen Lasten im Verhältnisse stehende Vortheile verspricht, wohl aber noch zahlreiche weitere Opfer zu fordern droht. Diese Stimmung reicht bis weit hinauf in die höchsten Regierungskreise, wo man überdies durchaus nicht so beruhigt ist über die weiteren Folgen und die schließliche Rückwirkung des südafrikanischen Conflictes auf die allgemeine Weltlage. Inneß auch hier darf man sich noch keinerlei Optimismus hingeben. Jedenfalls würde sich heute noch nicht ein einziges Mitglied des Cabinets finden, das bereit wäre, sich zu Gunsten eines Friedens auf Grund des status quo ante auszusprechen.

Trotzdem fürchten bereits die eigentlichen Militärkreise, daß die Regierung sich bereit finden könne, einen „faulen Frieden" zu schließen, sei es auch nur um weiteren Verwickelungen infolge einer gefürchteten Einmischung vorzubeugen und haben sich beeilt, durch die ihnen nahestehende Presse das Ministerium Salisbury vor „Schwächeranfällen" in der bekannten rücksichtsvollen Weise zu warnen. Der Regierung muß das überaus ungelegen gekommen sein, denn sie hat sich genöthigt gefühlt, darauf durch ein officiöses Communique zu antworten, in dem es heißt:

„Die Regierung betrachtet die Zeit noch nicht für gekommen, irgend eine autoritative Erklärung, die schließlichen Friedensbedingungen betreffend, abzugeben. Kein Mitglied des Cabinets hat die Veröffentlichung irgend einer Mittheilung autorisirt. Es ist natürlich die allgemeine Anschauung aller politischen Parteien dieses Landes, daß so weit die südafrikanischen Republiken in Frage kommen, der status quo ante bellum nach Schluß der Feindseligkeiten nicht unverändert bleiben kann. Ihr verfassungsmäßiges System, welches ein großes Maß politischer und militärischer Unabhängigkeit umfaßte, wird natürlich als Folge des Krieges wesentlich modificirt werden, aber die wachsenden Aussichten für die Wiederherstellung des Friedens müssen weitere Fortschritte gemacht haben, ehe J. M. Minister die vorzuschlagenden Bedingungen eines Abkommens endgiltig formulirend oder irgend eine öffentliche Ankündigung ihrer Pläne erlassen können."

Diese Lage der Dinge besteht aber durchaus nicht, daß man in den ebenerwähnten militärischen Kreisen ebenso für einen schnellen Friedensschluß ist, sofern derselbe nur mit der Unabhängigkeit der beiden Republiken aufräumt.

Die Presse benutzt im Allgemeinen den Augenblick, die Regierung auf das Dringendste an die Nothwendigkeit zu erinnern, zur See bis an die Zähne gerüstet zu sein, damit man im Augenblicke jede auch noch so leise Pression oder gar Einmischung von außen auf die Flotte gestützt, zurückweisen könne. . . Man ist hier durchaus nicht so sicher, daß eine solche Einmischung oder mindestens ein gewisser moralischer Druck von continentaler Seite her ausbleiben wird, wie das die allgemeine Meinung jenseits des Canals zu sein scheint. Selbst ein sachlich so ruhiges und durchaus nicht an Gespensterfurcht leidendes Blatt, wie der „Sunday Special" schließt heute seine Betrachtung über die Friedensaussichten mit folgenden Worten:

Es darf nie vergessen werden, daß, wenn wir den Feind im Felde besiegt haben werden, wir mit den continentalen Nationen erst noch rechnen müssen, die Alles aufbieten werden, die Friedensbedingungen zu beeinflussen. Und obgleich wir Alle hoffen müssen, daß wir uns werden behaupten und jede Einmischung werden verbieten können, so ist es doch keineswegs durchaus sicher, daß uns das und gleichzeitig die Erhaltung des Friedens gelingen wird. Deshalb und aus vielen anderen Gründen, welche nicht erörtert zu werden brauchen, liegt es auf der Hand, daß es von allererster Wichtigkeit ist, daß jede Muskel bis zum Aeußersten angespannt wird, um die Stärke unserer Flotte auf den denkbar höchsten Punct zu bringen, und das ohne auch nur einen Tag unnöthig zu verlieren.

Sonst sind noch folgende Wendungen zu verzeichnen:

* **Kimberley**, 12. März. („Reuter's Bureau.") Der von Feldmarschall Roberts aufgenommene russische und holländische Militärattaché Oberst Gurko und Lieutnant Thompson, die den Bewegungen der Truppen der Boeren gefolgt und von diesen am 7. d. M. beim Rückzug zurückgelassen worden waren, befinden sich jetzt in Kimberley. Roberts hat bestimmt, daß sie nur über Capstadt und die Delagoabai sich wieder nach Transvaal begeben dürfen.

* **Lourenço Marques**, 12. März. („Reuter's Bureau.") Das Mitglied des Ausführenden Rathes des Oranje-Freistaates Fischer und das Mitglied des Ausführenden Rathes der Südafrikanischen Republik Edelmann sind hier eingetroffen.

* **London**, 12. März. Die Subscription auf die Kriegsanleihe ist geschlossen worden, wie es heißt, ist die Anleihe zwanzig Mal gezeichnet.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 12. März. In der Waarenhaussteuer-Commission des Abgeordnetenhauses haben die nationalliberalen Abgeordneten Dr. v. d. Borght und Hausmann folgenden Abänderungsantrag eingebracht:

§ 1. Wer das stehende Gewerbe des Klein-(Detail)handels mit mehr als einer der im § 6 dieses Gesetzes unterschiedenen Waarengruppen betreibt, unterliegt, wenn das Anlage- und Betriebscapital einschließlich desjenigen der in Preußen belegenen Zweigniederlassungen, Filialen, Verkaufsstätten in größeren Orten den Betrag von 400 000 ℳ, in den übrigen Orten den Betrag von 200 000 ℳ übersteigt, der nach Vorschrift dieses Gesetzes den Gemeinden zufließenden Waarenhaussteuer. Ob der

---

wilde. Was sind alle Meisterwerke alter und neuer Kunst neben dem unübertroffenen Wunder lebendiger Frauenschönheit!

„Ihnen graut vor diesem Geisterchor, gnädige Frau", antwortete er. „Ich liebe es. Ich halte oft Zwiegespräch mit abgeschiedenen Seelen, die hier noch an die Stätte ihres Wirkens und Leidens gebannt sind."

„Geisterseher, Geisterbanner", scherzte sie. „Beschwören Sie doch einen dieser großen Geister, sich leibhaftig zu zeigen."

„Das verstehe ich nicht. Wenn Sie nicht mit den Augen der Phantasie zu sehen vermögen —"

„Glauben Sie nicht an die geheimnißvollen Wunder des Spiritismus?"

„Das können Sie nicht verlangen, gnädige Frau. Das Organ der Gläubigkeit ist überhaupt bei mir schwach entwickelt."

„Ich habe einmal einer Séance angewohnt", sagte Vera halblaut, indem ihre Augen sich weit und glänzend öffneten. „Aber Sie dürfen meinem Manne nichts davon sagen — er hatte es verboten."

„Ich schweige. Und wie —? Sie haben sich nicht zu Tode geängstigt bei dem bloßen Gedanken, daß etwa ein weißes Laken — oder eine spukende Hand aus der Finsterniß auftauchen könnte?"

„Geängstigt habe ich mich — aber es war doch höchst interessant. Ich würde halbtodt vor Furcht sein, wenn mir zum Beispiel der Geist meiner Mutter erschiene, die ich verlor, als ich zehn Jahre alt war. Aber ich wünsche es mir brennend und habe sie in mancher schlaflosen Nacht mit Thränen angefleht, mir in sichtbarer Gestalt zu nahen, wenn sie es vermöchte."

Eickstedt schüttelte sinnend den Kopf. Das Innenleben der schönen Frau, die er noch vor zwei Monaten für ein blendendes, oberflächliches Salongeschöpf erklärt, war ihm seitdem ein merkwürdiges Problem geworden.

„Nicht wahr —? in der Kapuzinergruft, zwischen den gebleichten Todtenschädeln und grinsenden Gerippen, den schönen Kränzen und Kronen von gebleichten Skelettknochen —? Da habe ich Ihnen so etwas angemerkt. Ihr Lachen und Ihre krampfhafte Heiterkeit wirkten sogar etwas unheimlich. Das war Alles nur geheimes Grauen."

Vera nickte. „Ich vergesse das nie", sagte sie leise, vor sich niederschauend.

„Warum nicht gar!" gab Eickstedt zurück. „Unter all' den großen herrlichen Eindrücken, die Sie hier auf Schritt und Tritt empfangen, gerade diesen widerlich bizarren bewahren. Das hieße, dieser grausamen und geschmacklosen mönchischen Posse zu viel Ehre anthun."

„Ich kann doch nicht anders. Nur Eins hat mich noch tiefer ergriffen."

„Die Katakombengräber natürlich."

„Allerdings. Aber da kommen unsere Herren."

Am Ende der langen Galerie wurden die beiden Kunstenthusiasten zwischen den Marmorleibern der Götter und Heroen sichtbar, die von ihren Piedestalen verächtlich auf diese neuen Weisen in der abgeschmackten Tracht des neunzehnten Jahrhunderts herabblickten. Diese ließen sich das nicht anfechten, machten vor diesem aber jenem Bildwerk Halt, rätselten über irgend einen Torso und kamen nur langsam näher.

„Lassen Sie uns ihnen entgegengehen", sagte Vera. „Mirinen lieben Papa fehlt etwas, wenn ich nicht an seiner Seite bin."

Sie gingen in dem fahlen Licht, das durch die hohen, weißverhangenen Fenster fiel, langsam vorwärts. Die Cäcilia-Katakomben —!

Ja, das war für Beide eine bedeutungsvolle Stunde gewesen. — Gebückt, ein Lämpchen in der Hand, Einer hinter dem Anderen, durch die schmalen, finsteren Gänge schleichend, die den ersten Christen als Zufluchtsort vor ihren Verfolgern und als Begräbnißstätte ihrer verstorbenen Lieben gedient hatten. Vera hatte ihr Lichtchen fallen lassen und sich schaudernd an Eickstedt's Arm geklammert, als der voranschreitende Führer mit ihrem Gatten um eine Biegung des Stollens verschwunden und Alles um sie her still und finster geworden. Und dann der erste Sonnenblitz beim Auftauchen aus der Unterwelt! — Und das geisterbleiche Gesicht Vera's und ihr großer, starrer Blick, der sich vor dem blendenden Tageslicht blinzelnd senkte, das tiefe Athemholen ihrer Brust und die, nur ihrem Begleiter hörbaren, wie ein Stoßgebet geflüsterten Worte: „O, nur leben! nur leben! Nur nicht lebendig begraben sein!" — Ein Gedicht dankte diesen Stunden seine Entstehung — eines seiner besten, wie Hans meinte — das aber Vera nicht kennen durfte.

„Das war aber echtes Grauen", sagte er.

„Ja, ich träume manchmal davon. Diese Märtyrergräber, diese Capellen zwischen Todten. Aber wissen Sie? Das Blut pulsirt heftiger, heißer, nachdem es so im Schreck erstarrt war. Das mag dem Martyrium damals einen gewissen Reiz gegeben haben."

„Ich glaube fast, Sie hätten Lust, sich martern zu lassen, um zu probiren, wie das auf die Nerven wirkt", sagte Hans. „Wenn ich nur wüßte, woher Ihnen solch' ungesunde Gelüste kommen?"

„Wie, Sie sind ein Seelenforscher und verstehen das nicht?" erwiderte sie.

Sie blieben vor einem Grabrelief stehen und verließen sich scheinbar in die Gestalten des verwitterten Marmors, während ihre Augen sich wieder und wieder suchten und fanden und unter Vera's Worten ausdrucksvolle Blicke tauschten.

„Könnte ich Ihnen schildern, wie mir manchmal zu Muth ist! — Wollen Sie's glauben, daß ich zu Zeiten ein schweres Unglück herbeigesehnt habe, irgend einen Wetterstuhl in mein glattes, sorgenfreies, gleichgiltiges Dasein hinein! Ich bin wohl selber eine kalte Natur. Zum Glück oder Unglück, ich weiß es nicht. Meine neuen Toiletten, meine Salonreinrichtung sind die großen Fragen meines Lebens, ein Diner, ein Ball die epochemachenden Ereignisse. In mir geschieht nichts. Ich wage nicht, mich zu fragen, ob da unten in meiner Seele etwas schlummert von Leidenschaften und verschütteten vulkanischen Gluthen. Die Schneedecke darf nicht angetastet werden. Ich friere — friere —"

„Und vermag die Poesie — die Kunst — die Musik nicht, Sie warm zu machen?" fragte Hans.

Vera schüttelte langsam den Kopf. „Sehr selten. Mit Musik hat man mich als Kind zu viel gequält. Ich sollte durchaus Talent haben, und es ist keins da. Die Kunst hat mein guter Mann mir verleidet — wenigstens diejenige, die er als solche gelten läßt. Für mich fängt die Malerei mit Makart an, ich liebe die Farbenorgien der Modernen, — die bizarren Schöpfungen eines Böcklin, eines Stuck. Alles Correcte, Regelrechte hasse ich, die Antike vor Allem."

„Und die Poesie?"

Vera wiegte sinnend den Kopf.

„Sie müssen einmal etwas dichten, Doctor Eickstedt, für mich, eigens für mich, etwas Makart'sches, Farbentrunkenes, ein Drama wie „Romeo und Julie", voll Gluth und Todeslust."

„Ich bin leider kein Shakespeare", erwiderte Hans.

„O, aber Sie sind jung. Sie leben mit uns, für die Sie dichten — und Shakespeare hat vor dreihundert Jahren gelebt!"

„Das ist wahr."

* * *

Wie hatte sich Hans Eickstedt in die Ueberzeugung eingesponnen, daß sein Gefühlsleben sich in der einen großen, ihn ganz ausfüllenden Leidenschaft erschöpft habe, daß keine Frau wieder Macht über seine Seele erlangen könne! — Daß er mit seiner knabenhaften Schwärmerei vom vorigen Jahre der Schönheit Vera's den schuldigen Tribut gezahlt, und daß, was etwa von leichtem Unterhaltungsbedürfniß und sinnlichen Begierden übrig geblieben, von irgend einem beliebigen weiblichen Wesen so gut befriedigt werden könne wie von den anderen.

Nur hätte er der schönen Frau, die er jetzt täglich sah, dies sein Sicherheitsbewußtsein nicht in so absichtlicher, beleidigender Weise wie einen Fehdehandschuh hinwerfen müssen. — Und wie leicht hätte sie es nicht der Mühe werth gefunden, ihn aufzunehmen, hätte sie sich nicht in Rom gelangweilt.

Schon in Berlin hatte seine launische, fast feindliche Abwehr die anfängliche Gleichgiltigkeit Vera's in reizbare Aufmerksamkeit verwandelt. Hier war unter all' den Männern, die ihr huldigend zu Füßen lagen, einer, der sich höhnisch weigerte, seine Knie zu beugen. Einer, der sich darin gefiel, ihre Eitelkeit zu verletzen, ihr unangenehme Dinge zu sagen. Von welchem Stoffe war denn dieser Mann? Ein Dichter, ein Mensch von empfindlicheren Nerven, leichter erregbarer Phantasie, feurigerem und feinerem Gefühl als die anderen; sollte er wirklich mit dreifachem Erze gerüstet sein gegen die siegreiche Macht weiblicher Schönheit? Oder suchte vielmehr seine Schwäche Schutz hinter seiner Prahlerei von Kälte und Unempfindlichkeit?

Die Gesellschaft in dem kleinen gemüthlichen Albergo Sud, Capo le Case, wo Martinys und auch Eickstedt Quartier genommen hatten, enthielt keine Elemente, die Vera interessirten. Eine Bankiersfamilie aus Berlin, ein Breslauer Justizrath, ein amerikanischer Geistlicher, einige ältere Damen. — Allenfalls mochte sie den dänischen Consul leiden, der, von Cattaro nach Rom versetzt, mit seiner Schwester vorläufig im Albergo wohnte. Als ihr Tischnachbar bemühte er sich, sie in französischer, englischer oder italienischer Sprache zu unterhalten, worauf sie gewandt und sicher einzugehen vermochte. Fehlte ein Ausdruck in der einen Sprache, so sprang man auf die andere über, und die internationale Quodlibet machte der jungen Frau besonderes Vergnügen. Zu den männlichen Mitgliedern des verhaßten deutschen Gegenvolkes fand der Däne kein Verhältniß, er heuchelte, kein Deutsch zu verstehen, bequemte sich aber gelegentlich, wenn das Französisch des Geheimraths sich als unzulänglich zur Verständigung erwies, diesem in dessen Muttersprache höflich zu Hilfe zu kommen, die ihm, wie sich herausstellte, geläufig wie seine eigene war.

Mit Eickstedt wechselte er kalte Blicke und einmal auch gereizte Worte. Deutsche Eroberungssucht und dänischer Großmachtskitzel hatten für das landesverrätherische Spiel schönere Augen zu entgelten. Es verstand sich von selbst, daß beide Herren sofort an einander vorbei gingen, ohne sich zu sehen.

Dies kleine Ereigniß störte Hans Eickstedt ein wenig aus seiner anmaßlichen Sicherheit auf. Und seitdem machte er Beobachtungen an sich selber, die sie gründlich erschütterten.

(Fortsetzung folgt.)